

26]

Cesarine.

(Nachdruck verboten.)

Von Jean Richopin. Uebersetzt von S. L.

„Nun! Die Thierchen doch zu bewachen! Ganz abgesehen davon, daß es so prächtige Kerle sind, ich habe schon lange keine so glatten Käfer gesehen. Es hätte mir in's Herz geschritten, wenn ich sie hätte im Stich lassen müssen. Und es machte mir ein Vergnügen, sie auszureiten! Denken Sie, vier Thiere täglich spazieren zu reiten! Das war ein Genuß für mich! Und erst das Vergnügen, als man sie mir nehmen wollte! Vor vierzehn Tagen etwa. Diese Schufte wollten mich arretilren!“

„Welche Schufte?“

„Die Kommuneards, zum Donnerwetter! Aber ich habe sie auf den Trab gebracht. Diese krummen Hunde! Sie waren nicht faul, solche Pferde zu requiriren. Aber hätten sie sich denn auch auf ihnen halten können? Sie sind noch gar nicht einmal vollständig zugeritten. Kaum daß ich sie zu bändigen vermochte, ich! Also! . . . Ich habe eins vor ihnen tanzen lassen, um ihnen das zu beweisen.“

„Und dann?“

„Dann! Sie wären beinahe auf den Rücken gefallen. Boß Bliz! Und da war einer unter ihnen, der meinte, daß ich einen prächtigen Adjutanten abgeben würde. Meiner Treu ja, das hat ihr Offizier gesagt. Und dann hatte er hinzugefügt, indem er mich „Bürger Adjutant“ nannte, daß ich thun und lassen könnte, was ich wollte; aber daß die Kommune die Pferde für den Dienst requiriren und er sie mit mir oder ohne mich wegführen würde. Ich zog es vor, mitzugehen, da ich strengen Befehl hatte, sie nicht im Stich zu lassen. Ich sattelte eins, die anderen führte man an der Trense. Wir kamen auf dem Vendome-Platz an. Was haben sie da wohl eingefädelt, der Offizier und ein Alter, der einen rothen Shlips um den Bauch hatte? Ich scherte mich den Teufel darum. Die Hauptsache war, daß man meine vier Schächchen in einem Stall Nummer eins unterbrachte, und daß der Alte mir sagte: die Kommune sei stolz auf meinen Anschluß an sie. Dann ließ man mich nach der Kaserne des Quai Orsay gehen, wo früher das Uniform-Magazin der Leibgardisten gewesen war. Ich habe mir eine funtelnagelneue Uniform ausgesucht. Niemand hatte sie anziehen können. Sie war zu groß. Eine sehr nette Frau hat mir die Federn an meinen Hut genäht und ich war Stabslieutenant. Vor acht Tagen haben sie mich auf einmal zum Schwadronschef ernannt, weil ich ihnen imponire, wenn ich auf einem meiner Vollblut sitze. Vorgestern hat man mir diese Fangschnüre verehrt. Nett, nicht wahr! Was mein Kleiner? Und das ist meine Geschichte. Ein glänzender Wit. Sehen Sie?“

„Aber Sie Unglückseliger,“ sagte ich ihm, „Sie haben nicht an die Konsequenzen gedacht! Einen Rang in der Kommune anzunehmen, Sie, der Sie im Dienst stehen! Sie riskiren das Kriegsgericht.“

Er sah mich erstaunt an; dann lachte er laut auf.

„Welche Idee!“ antwortete er. „Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich das für die Pferde that.“

Und dann fügte er mit einer sorglosen Geste hinzu:

„Wer soll übrigens wissen, wie das alles enden wird! Jetzt, wo die Republikaner sich gegenseitig auffressen, wer kann mir da sagen, ob die da unten, oder die hier gewinnen werden? Paris oder Versailles, in einer Viertelstunde kann das Unterste zu oberst stehen. Der Kleine Thiers ist gerade so ein Schwächer wie Gambetta! Wo giebt es denn einen tüchtigen Kerl? Kennen Sie einen tüchtigen Kerl? Nein, nicht wahr? Also! . . . Ich sehe nur eins: Zivilisten hüben, Zivilisten drüben. Das ist alles, was ich von Eurer Politik verstehe.“

Es strengte ihn offenbar an, so stark mit den Gedanken arbeiten zu müssen; es mußte schon lange her sein, daß er eine ähnliche geistige Anstrengung gehabt hatte; denn er rieb sich den Kopf, als ob er Schmerzen daran hätte, und sagte:

„Sprechen wir von interessanteren Dingen.“

Ich bestand aber auf dem Thema und suchte mitleidig etwas Licht in die Finsterniß dieses dunklen Schädels zu bringen; aber ich verzichtete darauf, denn meine Aufmerksam-

keit und meine Neugier war plötzlich durch eine Frage erregt worden:

„Sie erinnern sich wohl noch an den Kapitän auf unserem verfluchten Rückzug bei der Ost-Armee?“

„Ja“, antwortete ich. „Was ist aus ihm geworden?“

„Er ist Kapitän in der Linie. Ja, wie ich die Ehre habe, Ihnen zu sagen. Sie nehmen jetzt Offiziere, gleichgiltig woher, verstehen Sie, diese Schlafmützen. Ein einfacher Kapitän der Mobilgarde! Ich bitte Sie um alles in der Welt! Wenn das einen nicht in Schweiß bringt! Also!“

„Haben Sie ihn wiedergesehen?“

„Oh, ich sah ihn während eines Monates beinahe alle Tage. Er ist bei der Brigade meines Generals.“

Ich sprang auf und fast zitternd fragte ich ihn:

„Er ist also in Versailles?“

„Allerdings, erwiderte er ruhig. Er hat einen Rang da unten angenommen, wie ich hier. Oh! das ist ein Intrigant. Uebrigens, wenn ich davon spreche, so geschieht das nur, weil er mir einen Auftrag aufgestellt hat, und Sie können mir vielleicht helfen, mich seiner zu entledigen. Stellen Sie sich vor, daß der Kapitän am Tage meiner Abreise nach Paris, als er davon erfuhr, mich fragte, ob ich ihm wohl einen Brief besorgen wollte.“

„Für seinen Sohn?“ fragte ich lebhaft.

„Errathen. Ich konnte nicht ablehnen, nicht wahr? Dann ist er mit mir in ein Café hineingegangen, kitzelte das Ding da und vertraute es mir an, indem er mich bat, es selbst dem Adressaten zu übergeben. Aber Sie begreifen wohl, daß ich infolge der Umstände, zuerst, wo ich die Pferde zu besorgen hatte, als ich noch im Hotel war, und dann bei meinem Dienst als Stabsoffizier, noch keine Zeit gefunden habe, mich damit zu beschäftigen. Ich schleppte den Brief immerfort in meiner Tasche herum, weil ich auf eine Gelegenheit lauerte, ihn abzugeben. Dieser Tage habe ich nun einen Augenblick Zeit. Aber hole der Teufel! Das hatte sich in meiner Tasche so herumgewickelt, daß das Kouvert ganz zerknittert und beschmutzt war. Und das war noch, weiß der Teufel, mit was für einer Tinte geschrieben. Kurzum, nichts mehr zu lesen. Ich entzifferte irgend etwas, wie Rue de Bullier. Aber so eine Straße giebt es nicht. Es giebt nur ein Ballhaus Bullier. Ich bin gewissenhaft. Ich gehe dahin. Ich frage ringsherum nach einem gewissen Paul de Noncioux. Im Bataillon unbekannt! Aber als ich Sie eben auf der Terrasse des Kaffeehauses bemerkte, sagte ich mir, daß Sie, der Sie das Schoßkind des Kapitäns gewesen sind, vielleicht wissen könnten . . .“

Ich hatte ungeduldig die Auseinandersetzungen des Leibgardisten angehört und wartete von Minute zu Minute, daß er endlich diesen famosen Brief herausziehen würde.

„Jawohl, ganz recht!“ unterbrach ich ihn. „Ich weiß seine Adresse. Rue Loullier. Ich wohne auch dort. Ich bin der Freund von Paul de Noncioux.“

„Schoßschwerenoth!“ schrie der Leibgardist. „Sehr schön! Sie wälzen mir da einen schönen Stein vom Herzen. Wenn Sie in dieser Sache . . . und Sie wollen so gut sein, den Postmeister spielen.“

„Sehr gern. Wo ist der Brief?“

„Ich trage ihn nicht mehr bei mir,“ antwortete er. „Als ich sah, daß er sich in meiner Tasche ganz zerrieb, habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Uebrigens kann man sich“ — und während er das sagte, knöpfte er sich kokett den Waffenrock auf — „bei einer so engen Uniform nichts mehr unter den Brustflaz stecken. Das sollte schlecht angehen. Außerdem habe ich das Lumpenpapier des Kapitäns in ein solides Regierungskouvert gesteckt und ich trage es jetzt in einem versiegelten Umschlage in einer meiner Satteltaschen. Nicht dumm nicht wahr?“

Ich gratulirte ihm zu seiner schlaunen Idee; und indem ich mich dann beeilte, unsere Beche zu bezahlen, erhob ich mich, um ihm zu verstehen zu geben, daß ich den Brief möglichst rasch haben wollte.

„Ich gebe ihn Ihnen sofort,“ sagte er, indem er mir folgte. „Ueberdies haben wir einen „netten“ Augenblick geplaudert; Händchen wird schon ganz unruhig darüber sein, daß er von einem solchen Kerl gehalten wird.“

Wir waren auf dem Trottoir. Diesmal aber bemerkte man ihn, obwohl die Neapolitaner ihren Possentanz noch fortsetzen und man rechte die Hälse, um ihn vorübergehen zu sehen. Er marschirte stramm, wiegte sich in den Hüften, glücklich darüber, daß man ihn bewunderte, und blähte sich mächtig auf, indem er seinen Schnurrbart drehte. Er steckte eine wichtige Miene auf, als er aus der linken Satteltasche den in ein riesiges, gelbes Rouvert eingeschlossenen Brief herauszog und ihn mir übergab. Die Leute um uns herum mußten annehmen, daß es sich um einen offiziellen Auftrag handele. Und mit einer großartigen Geste gab er dem Gassenjungen, der ihm das Pferd gehalten hatte, zwei Sous. Während dann das schäumende Thier seinen Kopf in die Höhe warf, setzte er sich verwegen in den Sattel, reichte mir die Hand und sagte zu mir mit gönnerhafter Miene:

„Auf Wiedersehen dieser Tage, nicht? Wenn Sie am Vendômeplatz vorübergehen, steigen Sie doch herauf und fragen Sie nach dem Stabe. Wir werden eine Cigarette zusammen rauchen.“

Der Vollblut setzte sich wiehernd in Galopp, als er die Sporen fühlte. Die Scheide des großen Schlachtschwertes schlug klatschend gegen den Steigbügel. Im Sonnenschein glänzten die Fangschnüre, die in die Höhe flogen und sich wanden wie ein Knäuel Schlangen, und die leuchtenden rothen Federn des Hutes.

„Bravo!“ schrien einige Bürger.

Und der alte Kastanienv Verkäufer mit dem Apostelkopf richtete auf den Reiter einen verzückten Blick und rief mit tiefem, hohlen Baß:

„Evviva la Commune! La bella Commune!“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

— Es sind Tage jetzt, von denen man sagen muß, sie gefallen einem nicht. Steckt man in aller Frühe den Kopf zum Fenster hinaus, Schwups! hat man einen Regentropfen auf der Nase, daß es nur so klatscht. Verhängt ist die Welt mit dicken Wasserträhnen, der Himmel so schwarz wie der politische Horizont da drunten in der Türkei; wer über die Straße will, muß alle Kniffe eines Schternacher Springprozeßions-Stammgastes in Anwendung bringen, und selbst der ewig hoffnungsfreudige Schrittleiter des Berliner Bündlerblattes macht jetzt ein Gesicht, als hätte er Sauerampfer gegessen, oder wie die Kage, wenn's donnert. Und so verzweifelt steht es in der Mark, wo der sandige Boden so einnehmend ist wie ein Korpsbursch. Wie muß es da erst in Lippe-Detmold aussehen, in dieser Lehmgrube des heiligen römischen Reiches deutscher Nation! Schon vor fünfzig Jahren hat einer behauptet, jeder Lippe-Detmolder schwebt in Gefahr, die Hälfte seines Vaterlandes an den Schuhsohlen mitzunehmen, wenn er an einem Regentage in die Fremde gehe. Die Geschichte dürfte etwas übertrieben sein: In jedem Frühjahr ziehen viel tausend Lipper Ziegelschläger in das „Glend“, um einige Groschen zu verdienen, und das lieb' Lipper Vaterland steht immer noch. Etwas Wahres mag ja an dem Lehms-Chaos schon sein, ansonst hätte man das Erzbild Hermann's, des Cheruskerfürsten, von dem kein Mensch mehr weiß, wie er ausgesehen, nicht so hoch auf das Gebirge gestellt. Aber sei dem wie ihm wolle. Was die Natur an dem Ländchen etwa verkümmert, die Politik hat es herrlich wieder hereingebracht, wenn anders man den Blättermeldungen Glauben schenken darf. Lippe-Detmold ist das Land, in dem die besten und würdigsten Regenten wachsen. Als der bisherige Regent vor einigen Tagen den Staub des Landes von seinen Stiefeln schüttelte, wurde ihm in einem Briefe attestirt, daß er der beste und würdigste Landesvater gewesen, den sich die Lipper nur immer wünschen konnten. Auch die Führer der Landwirthe scheinen in Lippe-Detmold anders geartet zu sein, als in den anderen Landen. Als der neue Regent seinen Einzug hielt, der nach der „Lippe-Landes-Zeitung“ einem wahren Triumphzuge gleich, ritt der Führer der lippischen Landwirthe an den Wagen des Grafen heran und sprach unter anderem: „Wir Landwirthe sind der Ueberzeugung und sind es stets gewesen: kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein, als Graf Ernst zur Lippe-Biefferfeld und seine hohe Gemahlin.“ „Das genügt!“ sagt Peter Steffel. „Das genügt!“

Es wird zwar Einzelne geben, die es nicht recht reimen können, daß es zum Ausfüllen einer Stelle ausgerechnet gerade zwei Würdigste geben könne, bei Zweien könne man doch nicht von einem Einzigen reden. Wir müssen leider aufrichtig gestehen, daß wir auf diese Frage keine Antwort wissen. Mögen sich doch die Nörgler an Herrn Dr. Egbert Müller, den bisherigen Obergeneral der Berliner Spiritisten wenden. Der Mann weiß viel, wie er sagt. Herr Dr. Egbert Müller weiß, wie er sagt, daß der Spiritismus von den Spulerscheinungen auszugehen habe, wie sie sich in Häusern zeigten, die direkt auf der Erde, also ohne Keller, erbaut seien. Herr Dr. Egbert Müller behauptet, der Spiritismus habe es nur mit den Dämonen, den

Geistern der Hölle zu thun; mit den Engeln befaße sich die weiße Magie, der christliche Mystizismus. Diese Dämonen, sagt Dr. Egbert Müller, suchten den Protestanten und Katholiken Anschauungen beizubringen, die den Glaubensdogmen entgegengesetzt sind. Außer den Dämonen, sagt Dr. Egbert Müller, giebt es auch noch Menschengeister. Diese kommen aus dem Zwischenreiche. Und weil nun die katholische Kirche dieses Zwischenreich, das Fegefeuer, lehrt, also mit diesem Dogma folgerichtig urtheilt, deshalb werde er, der Herr Dr. Egbert Müller, in nächster Zeit katholisch werden. Es sind schon viele katholisch geworden. Die einen, weil man ihnen Dragoner solange ins Haus legte, bis sie müde wurden, ihre „Kehereien“ abschwören und übertraten. Andere, weil ihrer nach dem Uebertritt eine reiche Braut, ein hohes Amt oder eine fette Pfründe wartete. Manche lockte das Poetische, das in den katholischen Bräuden liegt. Wieder andere wollten Ruhe thun, nachdem sie die Freuden der Welt genossen, einzelnen war das Lebenswerk zerschellt. Daß aber einer katholisch wird, weil die katholische Kirche von einem Fegefeuer predigt, das war noch nicht da, das blieb dem Dr. Egbert Müller zu Berlin vorbehalten. Und der Mann hat Recht, wenn auch in anderer Beziehung: Das ist rein zum Katholisch-werden!

Die Berliner Schützengilde hat unlängst eine Jubelfeier veranstaltet, aus Anlaß der Thatfache, daß sie, die Gilde, die Ehre hat, nunmehr schon 150 Jahre zu bestehen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Feiern kann man ja alles, selbst einen hinausgeschauerten Alt-Weichstanzler. Die Mitglieder der besagten Gilde sind zudem sehr anständige — die Eintrittsgebühr beträgt mehrere hundert Mark, und die Gilde als solche ist sehr reich — und sehr unschuldische Leute. Von Zeit zu Zeit versammeln sie sich, draußen, hinter Pankow, auf ihrem eigenen Grundstück, schießen Böcher in Pappscheiben, noch mehr Böcher in die Luft, was ja keinem weh thut, essen gut und trinken gut, und dann gehen sie wieder heim zu Müttern. Es sind also, kurz gesagt, Musterbürger. Es ist demnach gar nicht zu verwundern, wenn sich auch der Berliner Magistrat an der Jubelfeier der Schützengilde betheiligte. Localpatriotismus ist auch ein Patriotismus. Und einer Gilde gegenüber, die einen so schön geschriebenen Stiftungsbrief besitzt, daß ihn kein Historiker oder Archivar besser machen könnte, kann man auch noch ein Uebrißes thun. Und so erhob sich denn beim Festessen ein Stadtrath und überreichte namens der Stadt Berlin der Schützengilde einen silbernen Pokal. Was mag das Ding gekostet haben? Jedenfalls nicht viel, wenn man die Ausgaben bei der „Zentenarfeier“, bei der Ankunft des italienischen Königs u. s. w. zum Vergleich heranzieht. Aber etwas böses Blut wird das Geschenk doch machen. Auf das Gerede der städtischen Arbeiter, die immer noch keine Lohnausbesserung erhalten haben, braucht man ja nichts zu geben: diese Leute können bei den heutigen Verhältnissen „glücklicherweise“ keinen entscheidenden Einfluß auf die Stadtverwaltung ausüben. Aber den Appetit anderer Leute wird dieser Silberpokal erregen, und das kann unter Umständen böß werden. In Berlin existiren neben der Schützengilde, in der nur das Großbürgerthum das Wort führt, beinahe ein Schoß Schützenvereine und Schützenklubs. Sie bestehen aus Mittelbürgern und besser gestellten Kleinbürgern und nehmen jeden, der die Eintrittsgebühr, den Monatsbeitrag und ab und zu eine Tonne Bier zahlt. Diesen Herren ist es nicht so sehr um die Ehre, ein guter Schütze zu sein, zu thun, sondern um etwas weit reelleres. Wenn es hoch kommt, schießen sie um silberne Suppenöffel oder um eine gut montirte Zuckerdose; für gewöhnlich thun es aber auch Speckseiten, Schinken und Würste jeder Größe und Sorte. Das hat auch noch den Vortheil, daß es bei den verheiratheten Klub-Schützen, sofern sie nur hie und da etwas treffen, nur sehr selten zu einer Gardinenpredigt wegen zu langen Ausbleibens kommt. Auch diese Schützenvereinigungen feiern Jubiläen und Feste. Wie ich mir habe sagen lassen, sogar den Geburtstag eines jeden Mitgliedes. Wie nun, wenn nun auch diese Schützen an den Magistratus herantreten um eine Beisteuer für ihre Jubelfeste? Wird er auch da seine milde Hand aufstehn und den Einen spenden 50 Pfund Rasseker, den Anderen aber 200 Ellen Bratwurst? Er kann es anstellen, wie er will, er wird hereinkommen, der Verehrliche. Zeigt er sich in Spendbüchsen, werden dann nicht sofort die Stumm u. Co. schreien, er flachele die Begehrlichkeit der unteren Schichten? Tritt er aber künftighin als Mann mit zugeknöpften Taschen auf, dann schafft er noch mehr Unzufriedene, fördert also den Umsturz und begeht so eine Todsünde gegen die heutige Staats- und Wirtschaftordnung, die gar nicht zu verzeihen ist. Es ist das fürwahr eine verzwickte Geschichte, und sehr schwierig ist es, hier einen Rath zu ertheilen. Es wird schon nichts übrig bleiben, man wird Herrn Langerbans Tante in Paris fragen müssen. Weiß diese Dame auch keinen Ausweg, dann wird man eben warten und es geschehen lassen müssen, wie es kommt. Das ist ja auch noch die einzige Regierungsweisheit, die in Deutschland noch Gläubige findet. —

Amand Goegg.

(Geb. 7. April 1820, gest. 21. Juli 1897.)

„Es wird der Tag kommen — und die heutige jüngere Generation wird ihn noch erleben — an welchem die republikanischen Vertreter des souveränen deutschen Volkes den Beschluß fassen werden, daß sich die in den Jahren 1848 und 1849 gefallenen Vorkämpfer um das Vaterland verdient gemacht haben und daß ihre

Namen mit goldenen Buchstaben in den Freiheitstempeln zu verewigen sind.“ So lautet eine Prophezie Amand Goegg's aus der Mitte der 70er Jahre. Damals sammelte er Bausteine für ein imposantes Monument; es sollte auf dem Rastatter Friedhof errichtet werden und von der Verehrung zeugen, die das demokratisch gesinnte Volk im liberalen Mutterlande den Opfern des preussischen Standrechts zollte. Ein Denkmal den Kämpfern für Deutschlands Einheit und Freiheit.

Aber die Festung Rastatt steht unter der preussischen Militärdiktatur; diese verbot die Aufstellung des den Todten geweihten Monumentes. Heute bildet es die erste Sehenswürdigkeit in Rengen. der Heimath des Bürgers Amand Goegg. Ein Grimmelshausen-Denkmal, dem Gedächtniß an den Verfasser des Simplicius Simplicissimus gewidmet, einem Urahn der Rengener Bürgermeister.

Durchs blumenverzierte Fenster seines Lustulums schaute Bürger Goegg täglich nach dem rothen Sandstein-Obelisken hinüber, dessen revolutionärer Teint in Wind und Wetter in ein staatsfreundliches Graugrün überging, ein Symbol für die politische Metamorphose so vieler Freischärler-Renegaten. Doch die Ueberzeugungstreue und Charakterfestigkeit Amand Goegg's blieb gebiegen und unveränderlich und als er um 2 Uhr nachmittags am 21. Juli sein Leben schloß, konnte man ihm die Augen schließen mit den Worten: Ehrlich und gesinnungstreu bis zur Bahre!

Goegg, ein Rengener Bürgersohn, hatte in den vierziger Jahren in Heidelberg Staatswissenschaft und das Finanzfach studirt. Die Republikaner Badens übertrugen ihm neben Brentano den Vorschlag in dem Landesausschuß der badischen Volksvereine. Er traf die Vorbereitung zur großen Volksversammlung vom 13. Mai 1849 zu Offenburg, auf welcher die Republik erklärt werden sollte. Im Programm, das angenommen wurde, standen u. a. die Forderungen: eine von sämtlichen volljährigen Staatsbürgern gewählte Landesversammlung; Volkswehr, Offizierswahl, Geschworenengerichte, progressive Einkommensteuer, Landes-Pensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann; Abschaffung des Pensionsfonds für Staatsbeamte. Joh. Phil. Becker erblickte in diesen, von Goegg aufgestellten Forderungen den Kern der sozialistischen Thesen.

Dieses Programm wurde angenommen zu Offenburg an demselben Tage, als sich in Rastatt die Armee zum Kampfe dafür bereit erklärte. Daß der Kampf auf ein anderes Gebiet gelenkt wurde, ist bekannt. Es trägt Amand Goegg nicht die Schuld daran. Ihn beschäftigte die Leitung des Finanzwesens in der provisorischen Regierung, dem Triumvirat der Diktatur. Wenn die Gegner die Finanzverwaltungstätigkeit Goegg's geringer schätzen als sein agitatorisches Schaffen, so mögen sie recht haben. Sagt doch selbst Franz Raveaux, der durch seine Fabeln über Goegg's finanzministerielle Schwächen sich als sein scharfer Gegner bekannte: es werde niemand in Abrede stellen wollen, daß Amand Goegg es verstand, die Massen durch seine Reden und Ansprachen zu entflammen; deswegen war sein Platz nicht in Karlsruhe (Finanzministerium), sondern bei der Armee.“ Diesen Platz suchte Goegg auf; er blieb als Organisator, begeisterten Redner und Kämpfer bei der muthigen Freischaar, bis sie dem Verrath und der preussischen Uebermacht gewichen war.

Nun aß Goegg das Brot im Exil; er lebte in der Schweiz, auch in Paris, das ihm aber bald das Gastrecht versagte. Die Schweiz wurde seine zweite Heimath; neben der idealen Schwärmerei für die internationale Friedens- und Freiheitsliga bekam er Ruhe genug, sich in den 60er Jahren mit den praktischen Zielen der sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu befremden, als deren Vertreter er auf dem internationalen Kongreß zu Basel erschien.

Wie Gögg über die soziale Frage dachte, zeigen folgende Zitate aus seinem Glaubensbekenntnis vom Jahre 1875. Er bespricht die proletarisirende Entwicklung des Kapitalismus und sagt dann: „... seitdem aber weitans die Mehrzahl der Gewerbe unter Konzentration der Kapitalien und mit Theilung der Arbeit in großen Fabriken ausgeübt werden, kann sich der Arbeiter in den meisten Fällen nicht mehr selbständig niederlassen und ist er für sein ganzes Leben zu dem abhängigen, der Willkür preisgegebenen Zustand eines Lohnarbeiters verdammt.“ „... Daß sich Millionen von Arbeitern einen solchen Zustand, wie er heute in beinahe allen Ländern existirt, auf die Dauer, ob in einer Republik oder Monarchie, nicht mehr gefallen lassen werden, muß auch dem hartköpfigsten Anbeter des status quo einleuchten.“ „... Zur Abhilfe eines solchen heillosen Zustandes ist der einzige rationelle Ausweg, daß in allen Geschäften, kleinen und großen, ob in Gewerken oder Ackerbau, bei welchem zum eigenen Vortheil die Besitzer oder Unternehmer ausbeuten und Gehilfen nöthig haben, die Lohnarbeit abgekauft und der sämmtliche Grund und Boden, auch der, auf welchem die Häuser stehen, wozu auch schon hervorragende englische Politiker gerathen und was der ehemalige preussische Staatsminister und Rechtsgelehrte v. Savigny als rechtlich zulässig erklärt hat, bei dem Großbesitz gegen theilweise und bei dem Kleinbesitz gegen volle Entschädigung als Staats- oder Kollektiveigenthum erklärt und der für den Ackerbau geeignete Theil an Feldarbeiter-Genossenschaften vermiehet werde. Die Erde ist so gut wie Luft, Wasser und Sonnenlicht für Ernährung und Bewohnung ein Gemeingut Aller.“

Dies ist auch ursprünglich der Fall gewesen und erst im Laufe der Zeiten haben sich Häuptlinge, Fürsten, Könige und ihre Satelliten, die Adligen, gewaltsam durch Er-

oberung u. des Grund und Bodens bemächtigt, denselben als ihr Privateigenthum widerrechtlich erklärt und für ihre Bereicherung durch die zu Sklaven, später zu Leibeigenen gemachten Bewohner bebauen lassen. Erst seit Aufhebung der Leibeigenschaft ist auf dem europäischen Kontinent in einigen Ländern ein beträchtlicher Theil solcher Besitzungen in die Hände der Bauern übergegangen, während in anderen noch vielfach Zustände wie in England sind. Mit solcher radikaler Lösung der Lohn-, Grund- und Bodenfrage erledigen sich dann auch die Fragen des „Kapitals“ (Produkt der Arbeit) und der „Staatshilfe“...

Während die sozialdemokratische Partei Deutschlands in der Bismarck'schen Schule zu einer politischen Großmacht heranwuchs, weilte Amand Goegg in fernen Regionen unseres Planeten als Forscher und Prediger. Seine Reisebeschreibungen aus Nord- und Südamerika, Australien u. bilden die interessantesten Bücher seiner schriftstellerischen Thätigkeit (Zürich 1888). Von seinen politischen Traktaten, die 1851 in Paris erschienen, seien erwähnt: „Ein Wort an die natürlichen Vermittler des Völkerbundes“ — „Die Märtyrer (Rob. Blum, Adolf v. Trübschler u.)“ — „Was verstehen wir unter Sozialismus?“.

Wenn diese Zeilen bei der Redaktion des „Vorwärts“ eintreffen, werden wir den alten Freiheitskämpfer zu seinem Vater in die Grust legen. Damit er nicht wieder erwache, verbot der Pfarrer von Rengen das Glockengeläute. —

Kleines Feuilleton.

— **Sonderbare Mittel.** In einer Leipziger Handschrift des 16. Jahrhunderts finden sich allerlei die Pferde betreffenden „Geheimnisse“, die wir ihrer Seltsamkeit wegen hier mittheilen wollen, z. B. „Ein mager Pferd bald wieder aufzufüttern. Nimm Eybisch und Eberwurzel, jedes eine Hand voll, thue es in ein Maas oder mehr Wein, laß es wohl sieden und nehe alle Tage in diesen Wein ein Schwamm und streiche damit das Roß von der Nahn über den Rücken bis an den Schwanz, Abends und Morgens, darnach nimm und menge eine Hand voll Salz und ein wenig Eberwurzel und drei Schnitt gebäht (geröstetes) Brot, diese Stücke alle aufs Kleinste geschnitten, allezeit so viel man vorne mit den drei Fingern halten mag so oft man ihnen Futter giebt, so viel drunter gethan, so nimmt es augenscheinlich zu, aber man muß das Roß absonderlich (besonders) stellen in einen Stall, sonst benimmt es den andern Rossen die Mast wegen der Eberwurzel aber wenn man ihm diese Materia nicht giebt, so kann es wieder neben anderen stehen.“ Lustiger noch sind folgende „Mittel“. „Daß dir keiner mit dem Pferde vorreiten kann, schreib die nachstehenden Worte in deinen Hut: Astulus, Astala, Venix † † † R.“ — „Daß dich kein Pferd abwerfe, sprich dem Pferde diese Worte ins Ohr: Alilos, Astaba, erenabas.“ — „Wenn ein Pferd nicht stehen will, sage ihm diese Worte ins Ohr: Mosini, galbat in Ansula † Stanabat die tur, oder zeig (zieh) ihm einen Nagel aus dem Fuße, henge denselben an das rechte Ohr mit einem Faden und binde den Faden an den Zaum, so steht es.“ —

Musik.

— **er- Aus der Woche.** Neues Operntheater. Für Sound's „Frau si“, den nur aus Achtung vor dem Genius Goethe's im ersten Akte philosophische Belleitaten anwandeln und dem späterhin die süße Schwärmerie eines tenore amoroso alle Philosophie entzieht, fehlt dem Organe des Herrn Kraus der weiche Schmelz, den nur eine von echten Empfindungen erregte Seele und eine durchgebildete Gesangskunst zu verleihen vermögen. Fräulein Egli besitzt für die „Margarethe“ eine natürliche Feingebit des Tones, den nur noch das tief Nührende zur Erreichung edelster Wirkungen fehlt. Herrn Willmeister's Mephisto gelingt alles, was einer bejahrten Routine angehört; kleine Vorzüge meist schauspielerischer Natur müssen da für den verstimmden Defekt einer warmen und freigeigigen Stimme entschädigen. Bot uns Frau Gradl schon als „Siebel“ mit dem amuthigen und zart nanzirten Vortrag des bekannten „Blümchen traut...“ eine sehr seine Gesangsleistung, so müssen wir ihre „Frau Dot“ in Goldmarck's „Heimchen am Heerd“ geradezu vollendet nennen. Orthodoxe Musikästhetiker fangen an, Goldmarck's von Latenz and vornehmer künstlerischer Befcheidenheit erfülltes Werk mit heiter stimmender Geringschätzung abzuthun. Wir wünschen dem deutschen Opernrepertoire alljährlich die Bescherung mit einem ähnlichen Werke von so viel redlicher, geistvoller und gemüthlich reizender Musik. — Im Theater des Westens hatte der „Fra Diavolo“ Auber's, dessen Musik nicht tiefinnig belehren, sondern angenehm durch Grazie und Ursprünglichkeit der melodischen Erfindung erfreuen will, einen mehr als gemachten Erfolg. Zwar weiß die unglaubliche Darstellungsnaivetät und der Gesangsnaturalismus Bötel's mit der schauspielerischen und musikalischen Eleganz des „Marquis-Räuberhauptmanns“ sehr wenig anzufangen, dafür entschädigte Fräulein David als „Zerline“ durch eine allseitige Gewandtheit, welcher keineswegs die kostbare künstlerische Decenz fehlte. Der Tenor-Bandit, mit dem Herr Liebau sonst sessellose Heiterkeit erregt, war einem Herrn Furnes anvertraut, welcher sich durch Stimmangel und aufbringliche Talentlosigkeit kennzeichnete. —

— Die diesjährige Generalversammlung des „Allgemeinen Richard Wagner-Vereins“ fand am 20. Juli in Bayreuth statt. Anwesend waren 12 Personen, welche 1682

Stimmen zu vertreten hatten. Der Rechenschaftsbericht konstatirt, daß die Zahl der Mitglieder sich seit dem vorigen Jahre von 4162 auf 3148, also wiederum um fast 1000 vermindert habe. Zur Zeit bestanden noch 37 Zweigvereine (gegen 38 im Vorjahre) und 32 Ortsvereine (gegen 100 im Vorjahre). Fast alle noch bestehenden Vereine haben an Mitgliedern verloren. Die Mitgliederbeiträge bezifferten sich auf 11 034 M. 81 Pf., 7200 M. wurden zum Ankauf von Billets verwendet. Delegirter Hofmann (Graz) führte aus, daß eine Aenderung der Zweckbestimmung des Vereins notwendig sei, dahingehend, daß der Verein es als seine Aufgabe zu betrachten habe, den Unbemittelten die Festspiele zugänglich zu machen und für das Verständnis der Kunstschauung Wagner's zu wirken. Auf Antrag wird eine Kommission gewählt, welche die in der Generalversammlung und im Laufe des Jahres gegebenen Anregungen hinsichtlich der Verfassung des Vereins beraten soll. —

Archäologisches.

— Ein überraschendes Bild antiken Stadt-Lebens, wie es bisher nur durch die Ausgrabung Pompeji's genannt worden ist, hat nach dem von Professor Conze im neuesten „Archäologischen Anzeiger“ erstatteten Bericht die bis jetzt ausgeführte Freilegung der in Alexanders Zeit nach einheitlichem Plan entstandenen Neustadt Priene in Kleinasien ergeben. Was in Pompeji die plötzliche Zerstörung herbeigeführt hat, daß man die Stadt vor sich sieht, wie sie zu einem bestimmten Zeitpunkt war, ohne die Umänderungen eines langen Fortlebens, das scheint in Priene durch die abnehmende Bedeutung des Ortes bewirkt zu sein, indem nicht allzu viel Neues oder Umgestaltetes nach der in eine kurze Zeit fallenden Neugestaltung hinzugekommen ist. Der Markt, der sich mit seinen Säulenhallen um den Asklepiostempel gruppiert, die zahlreich aufgedeckten Straßen mit ihren Privathäusern, hier einem Brunnen, dort einem Versammlungsraume, das Theater, alles erscheint aus einer bestimmten Zeit und ohne erhebliche spätere Umänderung. Es ist, wie Prof. Conze sagt, ein „Pompeji der frühhellenistischen Zeit“, das uns in Priene wiedergeschenkt wird. —

Medizinisches.

— Bei Morphiniten lokalisiert sich das Morphinum in Gehirn, Leber und Nieren. Antheume und Mounepiat fanden in jenen Organen eines langjährigen Morphiniten, der eine Entwöhnungskur durchgemacht hatte und 14 Tage nach der letzten subcutanen Injektion von Morphinum gestorben war, noch Morphinum und zwar am reichlichsten in der Leber. — (Académie des sciences; Sitzung vom 26. Juni 1897.) —

Aus dem Thierreiche.

— Der Sandfloh (Sarcopsylla penetrans), dieser in den afrikanischen Kolonien so lästig empfundene Parasit, welcher sich nicht bloß damit begnügt, Blut zu saugen, sondern dessen Weibchen sich mit dem vorderen Körperende in die Haut des Menschen, besonders der Beine (übrigens auch anderer Thiere), einbohrt und dadurch Veranlassung zu bösen Entzündungen und Eiterungen werden kann, hat ursprünglich seine Heimath garnicht in Afrika, sondern in Südamerika und ist aus letzterem Lande erst im September 1872 mit einem aus Rio de Janeiro kommenden Schiffe durch den Ballast in Nieder-Guinea eingeschleppt worden. Die Verbreitung desselben macht ungeheure Fortschritte. Stanley fand ihn bereits über 200 Seemeilen vom Meere landeinwärts. —

Aus dem Thierleben.

— Die wilden Pferde in Nevada bilden eine Gefahr für die dortigen Viehbesitzer, besonders für die Pferdezüchter in der Pioche- und White Pine-Region. In den Shellbad-Bergen schweifen Herden von 150 bis 200 wilden Pferden herum, jede unter Führung feuriger und kräftiger Hengste, die förmlich regelmäßige Einbrüche in die bestedelten Gegenden unternehmen und dann alle dort befindlichen Pferde mit sich fortführen. Ist ein Pferd einmal mit diesem Rubel fortgezogen, dann ist es für den Besitzer für immer verloren. Die Wildpferde sind äußerst vorsichtig und schlau und lassen den Menschen nicht auf Büchsenstreichweite herankommen, ohne sofort flüchtig zu werden. Im vergangenen Frühjahr unternahmen 15 geübte Reiter und vorzügliche Jäger eine Streifung, mit der Absicht, möglichst viele dieser Wildpferde zu tödten. In einer zehntägigen Jagd gelang es diesen wohlberittenen, geübten Jägern nur eines dieser Wildpferde zu erlegen. Nebenbei bemerkt gilt das wilde Pferd Nevada's für eines der häßlichsten Geschöpfe, die auf der Erde sich herumtreiben. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Giftige Alkaloide im Mehl. Bekannt ist die Erscheinung, daß Mehl, längere Zeit in Säcken oder anderen Behältern aufbewahrt, beim Genuße eigene Erscheinungen hervorruft. Wird Mehl, welches mindestens ein Jahr alt ist, mit Aether erschöpft und der Auszug verdunstet gelassen, so hinterbleibt eine fettartige Substanz von saurer Reaktion, mit sehr unangenehmem Geruche und scharfem Geschmace. Wird nun dieses Produkt mit Wasser in der Wärme behandelt, nach dem Erkalten die wässrige Flüssigkeit abgeseigt, so zeigt dieselbe eine Reaktion, wie bei Vorhandensein von Alkaloiden. Der Aether-Extrakt giebt mit Wasser und frischem Mehl gemischt einen Teig, der, sofern das Mehl 18 Monate alt ist, tödtliche Wirkung, zum Beispiel bei Sperlingen hervorruft, während frisches Mehl allein absolut unschädlich ist. Nach den Untersuchungen von Valland dürfte die Schädlichkeit alten Mehles

auf Veränderung in der Klebersubstanz zurückzuführen sein; demnach würde die Verwendung alter Mehlvorräthe nur mit Vorsicht zu geschehen haben, und sind solche thunlichst vom Konsum auszuschießen. —

Humoristisches.

— So gefällt es den Junkern. Ein pommerischer Junker kommt in den Stall. Der Stalljunge sieht ihn kommen und lüchert: „Krrch!“

Junker: „Jung, wat lachst Du?“

Stalljunge: „Krrch! Herr, id mag et nich seggen.“

Junker (drohend): „Seggst Du't!“

Stalljunge: „Krrch!“ Den'n gnädig'n Herrn lilt bet gnädig Hemd ut dei gnädig Büch's. —

— Hingeschickt. In einer Ortschaft des Kantons St. Gallen saß kürzlich eine Gesellschaft fröhlich beisammen und unterhielt sich mangels eines Besseren mit sogenannten „Zburgauer-Witzen“. Ein anwesender Zburgauer, auf dessen Kosten die Unterhaltung gepflegt wurde, machte gute Miene zum bösen Spiel. Als der Gegenstand erschöpft war, meldete er sich zum Worte: „Ihr wißt aber den neuesten Zburgauer Wit' doch noch nicht!“ — „Her damit“, tönt's von allen Seiten. — „Also: Worin stimmen denn die Zburgauer mit den Schwiegermüttern überein?“ — Niemand weiß eine Antwort. — „Sie stimmen darin überein, daß jeder Esel meint, er müsse schlechte Witze über sie machen!“ — Und siehe da, es gab viele verblüffte Gesichter. —

Vermischtes vom Tage.

— Hamburg, 24. Juli. Die in Norwegen aufgefangene Taube gehört dem Brieftaubenkub „Altona“, der seine sämtlichen Tauben mit der Signatur „Nordpol“ und einer Nummer versehen hat. Vier dieser mit „Nordpol“ gezeichneten Tauben sind gleich nach dem Ausflug hinter Helgoland am 13. Juni von einem englischen Dampfer aufgenommen worden. —

— Während des am 22. Juli über Posen dahingegangenen Unwetters wurden in dieser Provinz 11 Personen vom Blitze erschlagen. —

— Reichenbach (Voigtland), 24. Juli. In der Nachbarstadt Mylau brach heute Vormittag Großfeuer aus. Bis Mittag waren bereits zehn Gebäude eingäschert; der Brand war noch nicht gelöscht. Die Entstehungsursache ist noch unbekannt. —

— Der richtige Zentrums-Mamelut. Der unlängst verstorbene Reichstags-Abgeordnete Lehner war einmal aufgefordert worden, in seinem Wahlkreise einen Rechenschaftsbericht zu erstatten. Er ließ vermelden, daß sei nicht notwendig. Er sei während seines Aufenthaltes in Berlin jeden Morgen in die katholische Kirche gegangen und habe dafür gebetet, daß über das Zentrum die Erleuchtung des heiligen Geistes komme. —

— In Murnau (Bayern) ist ein Drechslermeister, der seit sechs Jahren an der Erfindung des Perpetuum mobile arbeitete, wahnsinnig geworden. —

— Auch eine Logik. Der Bezirkshauptmann (Landrath) von Meran erließ an alle Seelsorger, Gemeindevorstände, Ortschulräthe und Schulleiter seines Bezirkes ein Zirkular, in dem er mittheilt, es sei der Wunsch des österrreichischen Thronfolgers, daß die alten Tiroler Volkstrachten erhalten und wieder belebt würden. Sie stellten ein mächtiges Mittel dar, „um im Tiroler Bauer seine Religiosität, seine Kaisertreue, seine Tapferkeit, seine Biederkeit rege zu erhalten und dessen Standesbewußtsein zu nähren.“ — Was in so einer Irachledernen Hufe alles steckt! Wie wäre es, wenn der „Bund der Landwirthe“ einige Fachleute nach Süd-Tirol schicken würde, um auch dieses „Mittel“ zu studiren. Herr Sohneyer geht sicher mit. —

— Der belgische Eisenbahnminister erklärte in der Kammer, er werde die Personewagen I. Klasse allmählig abschaffen, weil sie ungeheure Kosten beanspruchen und fast nie benutzt werden. —

— Die Bäcker von Aubusson im Massdepartement (Frankreich) hatten einen Preisausschlag auf Brot beschlossen. Der Gemeinderath setzte infolge der einmüthigen Beschlüsse der Einwohner den Preis für Weizenbrot erster Güte auf 30 Cts. und den Preis für Roggenbrot auf 23 Cts. das Kilogramm fest (24 und 18 Pf.). Obwohl dieser Preis hoch genug wäre, schlossen die Bäcker ihre Läden, sodaß jezt Militärbrot herbeigeschaft werden muß. („Köln. Ztg.“)

— Der italienische Dichter Gabriel d'Annunzio heißt eigentlich Rapagnetta (Rübchen).

— In der Peterskirche zu Sevilla (Spanien) sind 26 stark verweste Kinderleichen aufgefunden worden. Der Küster und dessen Frau sind verhaftet. („Central News“.)

— Sahara-post. Die erste direkte Brieftpost (Kamel-Reiter) vom Senegal über Timbuktu quer durch die Sahara ist unlängst eingetroffen. —

— London, 24. Juni. Nach einer bei Lloyd's eingegangenen Meldung aus Dover ist dort der Ostender Postdampfer mit leichten Beschädigungen eingelaufen. Derselbe berichtet, er sei heute Nacht 1 1/4 Uhr mit einem Fischerboote, wahrscheinlich einem französischen Fahrzeug, zusammengestoßen. Das Fischerboot sei sofort gesunken und dessen Mannschaft voraussichtlich ertrunken, denn der Dampfer habe während einiger Zeit Nachforschungen auf der Unglücksstelle angestellt, ohne einen Menschen zu entdecken. —